

# «Wir sagen: Jetzt erst recht»

Die Leiter des Jüdischen Filmfestivals Berlin-Brandenburg lassen sich vom antisemitischen Klima nicht beirren

Herr Buder, Frau Wohl von Haselberg, veranstalten Sie eigentlich das erste jüdische Filmfestival im deutschsprachigen Raum seit dem 7. Oktober?

**Bernd Buder:** Ja, aber im deutschsprachigen Raum sind wir tatsächlich auch das einzige jüdische Filmfestival.

Was ist mit dem Yesh in Zürich, das dieses Jahr ungewöhnlich spät, im November erst, stattfindet?

**Buder:** Yesh bezeichnet sich selber als «Filmtage». Ein Festival beinhaltet Wettbewerbe, eine gewisse Grösse bei der Anzahl an Filmen und nationale und internationale Premieren.

Jüngst wurden einige jüdische Veranstaltungen abgesagt oder verschoben wegen Israelhass und Antisemitismus. Stand Ihr Festival auf der Kippe?

**Buder:** Nein, nie.

Gab es Überlegungen, den Anlass zu verschieben?

**Buder:** Auch nicht, nein. Das Festival scheint uns jetzt umso wichtiger, mit seinen Themen und der Vielfalt von Jüdischsein, die es zeigt.

Aber mutig ist es.

**Buder:** Ich empfinde es nicht als mutig. Es ist vielleicht ein bisschen Trotz mit dabei. Wir sagen: Jetzt erst recht.

Eines der Kinos befindet sich im migrantischen Kreuzberg, wo es regelmässig propalästinensische Proteste gibt. Haben Sie keine Sicherheitsbedenken?

**Buder:** Die unterstellte Korrelation zwischen Migranten und Antisemitismus müssten wir länger diskutieren. Die Frage ist auch, wie «migrantisch» der Szenebezirk Kreuzberg heute eigentlich noch ist und welche Migranten Sie mit Migranten überhaupt meinen. In diesem Zusammenhang möchte ich betonen, dass wir ein jüdisches Filmfestival sind, aber kein antimuslimisches.

**Lea Wohl von Haselberg:** Natürlich machen wir uns Gedanken zur Sicherheit. Indem wir aber ohnehin als positioniert wahrgenommen werden, bieten wir vielleicht weniger Angriffsfläche als andere Veranstaltungen. Warten wir einmal ab.

Von den Behörden bekommen Sie nicht gesagt: «Dieses Festival ist jetzt aber keine so gute Idee?»

**Buder:** Nein. Das wäre, wie wenn die Polizei raten würde, nicht mit einer Kippa durch Neukölln zu gehen: So einen Vorfall gab es ja vor einigen Jahren, aber das darf nicht sein. Dieses jüdische Filmfestival gehört in die Festivallandschaft, es beschäftigt sich mit jüdischen Themen und zeigt Perspektiven auf, die an anderen Festivals übersehen werden.

Israelische Perspektiven meinen Sie?

**Buder:** Ja, auch israelische Perspektiven. Die gehören bei uns natürlich dazu, in all ihren Ambivalenzen.

**Wohl von Haselberg:** Andererseits sind wir das jüdische Filmfestival und nicht das israelische Filmfestival. Natürlich sind wir mit der israelischen Filmszene in einer besonderen Weise verbunden. Aber verpflichtet sind wir in erster Linie der jüdischen Diaspora. Gerade in den gegenwärtigen sehr erhitzten Debatten muss man auch hinsehen und sagen: Wir sind das jüdische Filmfestival, und die jüdische Diaspora hat ein Recht auf ihre Perspektiven, sowohl in einer möglichen Nähe zu Israel als auch in ihrer Eigenständigkeit und Vielfalt.

Von der Berlinale bis Cannes waren jüngst kaum noch israelische Filme zu sehen. Wird Israel boykottiert?

**Wohl von Haselberg:** Ob es einen stillen Boykott gibt, ist gegenwärtig schwer zu beurteilen. Im Einzelfall kann ein Festival immer behaupten: «Es war eine künstlerische Entscheidung, wir mochten diesen oder jenen Film nicht.» Aber im Rückblick wird man es über die Einzelfälle hinaus analysieren können. Und ich bin mir ziemlich sicher, was dabei rauskommen wird.



Der Film «Supernova» gebe «in Zeiten, wo das Massaker in Teilen der Öffentlichkeit bereits wieder in den Hintergrund rückt, einen wichtigen Eindruck, was da eigentlich passiert ist», sagt Lea Wohl von Haselberg.

JÜDISCHES FILMFESTIVAL BERLIN-BRANDENBURG

Wenn nur ein einziger israelischer Beitrag auf der Berlinale gezeigt wird, ist das schon sehr verdächtig.

**Buder:** Ich würde es nicht nur auf die Berlinale beziehen. Früher war es angesagt, israelische Filme im Programm zu haben, am besten immer auch einen queeren israelischen Film. Damit haben sich die Festivals und auch viele Weltvertriebe gerne geschmückt. Jetzt ist

Und die zweite Reihe?

**Wohl von Haselberg:** In der Reihe «Der Angst begegnen» beschäftigen wir uns mit terroristischer Gewalt, legen aber nicht so sehr den Fokus auf die Anschläge selbst, sondern auf die Kraft des Kinos, wieder eine Sprechfähigkeit herzustellen. Es geht darum, die Hilflosigkeit zu überwinden, auf die Terrorismus ja immer zielt. In dieser Reihe ist nun, neben vielen anderen Werken, auch der Film «Supernova» über das Nova-Festival zu sehen.

Was ist das für ein Film?

**Wohl von Haselberg:** Er besteht zum Grossteil aus Handyaufnahmen der Überlebenden und aus Interviews mit ihnen. Der Film ist sehr schockierend und gewaltvoll. Aber er gibt in Zeiten, wo das Massaker vom 7. Oktober in Teilen der Öffentlichkeit bereits wieder in den Hintergrund rückt, einen wichtigen Eindruck, was da eigentlich passiert ist. Und was es auch für junge Menschen bedeutet, das zu erleben und zu überleben.

War Ihnen sofort klar, dass Sie diesen Film zeigen wollen?

**Buder:** Wir haben schon überlegt. Der Film ist sehr heftig. Aber das ist auch jeder Film über die Shoah. Und dadurch, dass eben Überlebende zu Wort kommen, hat der Film eine Reflexionsebene. Es ist kein Film, der nur schocken will. Obwohl er natürlich schockt. Und bei der grossen einseitigen Solidarisierung insbesondere in der Technozene mit Palästina war es uns zudem wichtig, darauf hinzuweisen: Leute, wenn ihr in Israel an dieses Open Air gegangen wärt, hättet ihr zu den Opfern gehört. Es ist eine Binsenweisheit, aber man muss das offenbar manchen Leuten immer wieder klarmachen: Sie gehören zur Zielgruppe der Hamas, mit ihrer Art zu leben, mit ihrer Art, sich zu kleiden, mit der Musik, die sie hören.

**Wohl von Haselberg:** Was können Filme in einem Kontext wie dem 7. Oktober und zu diesem Zeitpunkt leisten? Dieser Film ist unmittelbar danach entstanden, die Wunden sind ganz frisch – er bezeugt etwas. Und Bezeugen halte ich für eine wichtige Funktion des Kinos. Klar, es ist eine Zumutung, sich das anzuschauen. Aber für die Menschen, die es aushalten können, finde ich es wichtig, es anzubieten.

Es gibt auch das Filmmaterial der Hamas-Terroristen, das von israelischer Seite teilweise Journalisten gezeigt wurde. Wäre es für ein Filmfestival denkbar, so etwas zu zeigen?

**Buder:** Nein, wir zeigen Filme und nicht Material.

**Wohl von Haselberg:** Wir laden ausserdem die Filmemacher ein, die als Verantwortliche für diese Filme dastehen und Gesprächspartner sind für unser Publikum. Den Gesprächsraum können wir gestalten durch unsere Fragen und Moderationen. Und noch ein wichtiger Punkt: Der Nova-Film zeigt kein Täter-

«Wir sind ein jüdisches Filmfestival, aber kein antimuslimisches.»

Bernd Buder

material. Bei einem Film, der Tätermaterial verwendet, hätten wir sicher kontrovers diskutiert.

Gab es beim Jüdischen Filmfestival Berlin-Brandenburg schon einmal einen palästinensischen Beitrag?

**Buder:** Vor drei Jahren lief mit «200 Meters» ein palästinensischer Beitrag über einen Palästinenser, der Familie hat jenseits der Grenzmauer. Guter Film. Wir schliessen palästinensische Filme ganz sicher nicht aus. Wenn ein palästinensischer Film eine jüdische Perspektive behandelt, spricht nichts dagegen.

Bei der Berlinale lief der palästinensische Dokumentarfilm «No Other Land» über israelische Gewalt im Westjordanland. Der Film hat einen jüdisch-israelischen Co-Regisseur. Würden Sie so etwas zeigen?

**Buder:** Auf jeden Fall. Wir haben allerdings die Aufführungspolitik, dass wir nicht zu viele Berlinale-Filme in unserem Programm nachspielen wollen. Aber inhaltlich und ästhetisch hätte ich da keinen Ausschlussgrund gesehen. Unser Angebot richtet sich an ein erwachsenes, reflektierendes Publikum, das sich eine Meinung bilden kann. Die Meinung muss uns übrigens auch nicht immer gefallen.

**Wohl von Haselberg:** Wir zeigen ja gute Filme. Das heisst, die Filme sind komplex und nicht so vereinfacht wie die politische Debatte und das populistische Geschrei an allen Fronten.

Interview: Andreas Scheiner

## Restititionen nicht ausgeschlossen

Stiftung Bührle will Lösungen mit jüdischen Erben suchen

PHILIPP MEIER

Zwei Wochen, bevor das Kunsthhaus Zürich neue Resultate zur Provenienzforschung der Sammlung Bührle vorgelegt will, meldet sich die Stiftung Bührle überraschend zu Wort. In einem Schreiben kündigt sie an, für sechs Werke ihrer Sammlung im Kunsthhaus mit den Rechtsnachfolgern ehemaliger jüdischer Besitzer Lösungen zu suchen. Gemäss Stiftung seien auch Restititionen nicht ausgeschlossen.

Ihre Ankündigung begründet die Stiftung Bührle damit, auf die im März vom amerikanischen State Department veröffentlichten «Best Practices» zum Umgang mit NS-Raubkunst zu reagieren. Sie stellen eine erweiterte Interpretation des Washingtoner Abkommens von 1998 dar. Dieses verpflichtet dazu, im Fall von Raubkunst und neu auch von NS-verfolgter Eigentümerschaft «faire und gerechte Lösungen» anzustreben.

### NS-verfolgte Vorbesitzer

Die Stiftung Bührle vertrat lange die Auffassung, dass Restitution im Fall von Fluchtgut ausgeschlossen sei. Sie hatte seinerzeit die Herkunft der Bestände der Sammlung Bührle selber aufgearbeitet und dokumentiert. In der Diskussion um Raubkunst und Fluchtgut wurde allerdings der Ruf nach einer Überprüfung dieser Arbeit durch unabhängige Fachleute laut. Das Kunsthhaus und die Stadt Zürich erteilten vergangenes Jahr ein solches Mandat dem Schweizer Historiker Raphael Gross.

Vor diesem Hintergrund kommt die jetzige Neubeurteilung der Stiftung Bührle von einigen Bildern unter dem Gesichtspunkt von NS-Verfolgungsbedingtem Verlust, unter den auch Fluchtgut fällt, nicht völlig überraschend. Vielmehr macht es den Anschein, dass die Stiftung, die letztlich die Verantwortung über ihre Sammlung trägt, das Heft in der Hand behalten will: Dem Bericht von Gross kommt sie mit ihrem Manöver zuvor.

Bei den zur Diskussion stehenden Gemälden der Sammlung Bührle im Kunsthhaus handelt es sich um fünf Werke, die unter den Anwendungsbereich der neuen Richtlinien des Washingtoner Abkommens fallen. Sie stammen alle von NS-verfolgten Vorbesitzern. So gehörte Gustave Courbets Porträt des Bildhauers Louis-Joseph Lebœuf von 1863 der Jüdin Lisbeth Malek-Ullstein. Um sich im Exil eine neue Existenz aufzubauen, gab sie den Courbet 1941 in der Schweiz zum Verkauf. Im selben Jahr verkauften die Ullsteins auch Claude Monets «Le jardin de Monet à Giverny» von 1895 an Bührle.

Paul Gauguins «La route montante» von 1884 gehörte dem jüdisch-deutschen Unternehmer Richard Semmel. Er flüchtete vor den Nazis über die Schweiz nach New York. Bührle kaufte sein Bild 1937 auf einer Genfer Auktion. Henri de Toulouse-Lautrecs Bildnis des Georges-Henri Manuel von 1891 und Vincent van Goghs «Der alte Turm» von 1884 stammen aus dem Besitz von Walter Feilchenfeldt. Um seinen Lebensunterhalt im Schweizer Exil zu sichern, verkaufte er beide Werke an Bührle.

### Sonderfall Sultane

Beim sechsten Bild, Édouard Manets Gemälde «La Sultane» (um 1871), handelt sich um einen der komplizierteren Fälle. Das Werk gehörte einst dem Breslauer Unternehmer Max Silberberg, der ab 1933 von den Nazis enteignet und später ermordet wurde. Zur Diskussion steht, ob er die Sultanein 1937 aus wirtschaftlichen Gründen veräussert hatte, die ihre Ursache vor 1933 in der Weltwirtschaftskrise haben könnten, oder ob er sich wegen der NS-Verfolgung zu einem Verkauf gezwungen sah.

Aufgrund der historischen Gesamtumstände erklärt sich die Stiftung Bührle im Fall des Manet bereit, «eine symbolische Entschädigung» an die Rechtsnachfolger zu leisten. Eine Restitution des Gemäldes wird allerdings ausgeschlossen.